

**Gedanken auf dem Weg zum Bioapfel
und zur nachhaltigen Landwirtschaft**

Weihnachten 2019



Was hat denn der Boden mit dem Apfel zu tun?

Beim Biss in einen reifen, saftigen Apfel können wir ein kleines Wunder erleben. Schwer, glatt und rund schmiegt er sich zunächst in unsere Hand. Und wenn wir hinein beißen: Der sauer-süßliche Saft, Zucker, Aroma, Farbe und Festigkeit verbunden mit diesem herrlichen Knackgeräusch – all das kann uns immer wieder überraschen. Alles scheint für diesen Moment der Entdeckung eingerichtet und wir können mit all unseren Sinnen genießen.

Dabei ist es ein langer Weg für den Apfel von der Blüte Anfang April, bis zur Ernte Mitte September, gespickt mit vielen Fährnissen. Ein unerwartet später Frost während der Apfelblüte kann dem Weg von der Blüte zum Apfel ein frühes Ende bereiten. Allerlei Tiere und andere Lebewesen zeigen großes Interesse zunächst an der Blüte und dann an der reifenden Frucht.

Nichts davon war mir geläufig, als ich mich entschloss, diesen Weg des Apfels auf seinem Werdegang zu begleiten. Und ich begleite ihn nun schon mein ganzes Berufsleben lang. Jedes dieser 31 Berufsjahre hielt neue Überraschungen zum Thema Baumgesundheit und Erntequalität für mich bereit. Schon während der Ausbildung zum Techniker für Obstbau und Obstverwertung wurde mir klar, dass der konventionelle Weg der Landwirtschaft nicht nachhaltig sein kann und die Anwendung der vielen synthetischen Pflanzenschutzmittel nicht zu meiner



Bernd Kiechle

Vorstellung vom Begriff Lebensmittel passen. Deswegen stellte ich den knapp 10 Hektar großen Betrieb, den ich von meinen Eltern übernehmen konnte, gleich auf Bioanbau um und erweiterte ihn in all den Jahren auf nun 15 Hektar.

Dem Apfel - als meiner Lieblingskultur, gewährte ich anfangs den größten Flächenanteil und auch den größten Teil meiner Aufmerksamkeit. Er war es allerdings auch, der mich lehrte, dass man in Kreisläufen denken und auf Ausgewogenheit achten muss. Binnen kürzester Zeit lernte ich all die Lebewesen kennen, die mit mir um meine Apfelernte konkurrieren und keine dieser Bekanntschaften war angenehm. Zu diesen lebendigen Konkurrenten um die Apfelernte kamen die Unwägbarkeiten des Wetters und des Klimas hinzu. Heute fällt es mir sehr schwer an den aktuellen Diskussionen um eine nachhaltigere Landwirtschaft teilzunehmen, weil die allermeisten Vorschläge zu kurz greifen. Wir können die

Nachhaltigkeit im Anbau von Lebensmitteln nicht auf das Wohl der Biene, oder auf ein paar blühende Pflanzen reduzieren. Wir können diese beiden leicht greifbaren Bilder zum Anlass nehmen, über eine grundlegende Richtungsänderung in der Landwirtschaft – aber auch über eine grundlegende Änderung im Anspruchsdenken und Einkaufsverhalten in der gesamten Bevölkerung nachzudenken. Und wir können nicht so lange warten, bis das ganze Land, der ganze Staat, oder gar die ganze Welt bereit ist an einer Richtungsänderung mitzuarbeiten. Wir müssen jetzt beginnen. Jeder für sich selbst und dennoch alle gemeinsam. Man muss nicht gleich das Schreckensbild des persönlichen Verzichtes bemühen. Es reicht für den Anfang, wenn jeder Mensch sein eigenes Verhalten daraufhin überprüft, ob seine Gewohnheiten nicht nachhaltiger bedient werden können. Fragen Sie nach im Supermarkt, ob Ihr Lieblingsartikel auch in Bioqualität angeboten wird. Fragen Sie dort, was Floskeln wie REWE-BIO eigentlich bedeuten und woher diese Artikel stammen und wo sie abgepackt werden. Nutzen Sie jede Gelegenheit, direkt beim Bauern einzukaufen, oder in einem der vielen Bioläden. Wer wirklich will, dass sich etwas ändert, der sollte diejenigen unterstützen, die diese Veränderungen voranbringen wollen.

Mit dem Auftreten der verschiedenen Krankheiten in den Kulturen unseres Betriebes und den für unsere Ziele schädlichen Insekten begann ein Aufrüsten mit Bekämpfungsmitteln, die im Bio-Anbau vertretbar und erlaubt sind. War ein gutes Mittel gefunden, ging es sogleich darum, dessen Einsatz so zu optimieren, dass die jeweilige Krankheit oder das schädliche Insekt möglichst gut in Schach gehalten wurde. Doch die entwickelten Strategien waren nicht von Dauer, sie mussten jährlich, manchmal sogar monatlich angepasst und verändert werden. Vor allem veränderte sich die Einsatzhäufigkeit. Immer von häufig zu noch häufiger! Nie andersrum. Denn zusätzlich zu den abzuwehrenden Krankheiten und schädlichen Insekten stiegen auch die Anforderungen von Handel und Verbrauchern an die optische Qualität der Früchte. Eine Frage beherrschte unsere ganze Arbeit: Wie können wir unsere Kulturen vor Krankheiten und schädlichen Insekten schützen?

Dieselbe Denkweise beherrschte auch die Pflanzenernährung: Welche Kulturen habe ich, wie muss ich sie ernähren? Unkenntnis und Überheblichkeit kennzeichnen diese Denkweise. Ständig sah ich mich genötigt etwas „gegen“ einen Zustand zu unternehmen. Gegen eine Krankheit, gegen ein Insekt, gegen zu viel Sonne, gegen Mangelerscheinungen. Gegen den Lauf der Natur – na wenn das nicht überheblich ist! Was soll ein Mensch denn gegen die Natur ausrichten können? Wenn man erschöpft und vielleicht frustriert von der Arbeit des Tages über diese Frage nachdenkt, macht sich ein Fatalismus breit, der Erkenntnis verhindert. Aber ein Innehalten und Nachdenken ist wichtig, denn die Natur kämpft nicht gegen UNS, warum sollte sie auch? – Schließlich sind wir ein Teil von ihr. Möglicherweise sind wir ihr egal, aber auch das lässt sich nicht mit Sicherheit sagen.

Warum ist es denn so schwer, mit den Gegebenheiten, also dem Wetter und den natürlichen Abläufen, zurechtzukommen? Warum können wir Krankheiten nicht mit einem Gegenmittel ein für alle Mal ausmerzen?

Vielleicht weil wir etwas wollen, was der Natur gegen den Strich geht oder für sie nicht von Bedeutung ist: einen Baum so optimal mit allen Nährstoffen auszustatten und vor allen äußeren Einflüssen zu schützen, dass wir makellose, reife Früchte in großer Zahl und gleicher Sorte nach Hause tragen können. Je energischer wir dieses Ziel mit einem immer höher werdenden Einsatz von Pflanzenschutzmitteln und Düngemitteln verfolgen, desto schneller wird deutlich, dass alle Erfolge in diesem Kampf nur Pyrrhussiege sind. Die bestenfalls kurzfristigen Erfolge nutzen dem Bauern langfristig nicht, weil die Schäden, die er in der Natur anrichtet, in der Regel wie ein Bumerang auf ihn und seinen Betrieb zurückkommen. Beispielweise bin ich davon überzeugt, dass Monokulturen nur auf den ersten Blick eine gute Idee sind. Die Aussichten auf hohe Erträge der gleichen Sorte bei vertretbar geringen Gesteungskosten sind zunächst verlockend und entsprechen oft dem, was die Einkäufer in der Handelskette wollen.



Auch schön?

Aber wie lange geht das gut? Die Erfahrung zeigt eben, dass das nicht lange gut gehen kann, weil mit dem Anbau von Monokulturen nicht nur eine Sorte im industriellen Maßstab und in großer Menge produziert wird, sondern auch die dazu passenden Schädlinge, denen der Bauer mit seiner Monokultur ein reichhaltiges Nahrungsangebot bereitgestellt hat und die dann schon nach kurzer Zeit ihren natürlichen Gegenspielern zahlenmäßig weit überlegen sind. Der Bauer ärgert sich dann über wachsende Probleme, an deren Entstehung er aber maßgeblich beteiligt war, auch wenn ihm dies nicht immer bewusst ist. Was dann in der Regel folgt ist der Kampf gegen die massenhaft auftretenden Schädlinge mit der großen, leider oft auch mit der sehr großen chemischen Keule. Weil die Schädlinge im Laufe der Zeit Resistenzen aufbauen, müssen immer neue Wirkstoffe eingesetzt werden, deren Wirkung auf die Natur nicht ausreichend geklärt ist. In diesem erbitterten Kampf um die Ernteerträge werden auch viele Lebewesen vernichtet, die für den Bauern eigentlich nützlich sind, was ihm dann zeitlich verzögert verschiedene weitere Probleme bringt. Welcher Sinn kann in einer solchen Strategie langfristig liegen? Langfristig profitieren kann von dieser Strategie die Agrarindustrie. Für Bauern sind das kurzfristige Erfolge, die zu teuer erkaufte sind, denn sie beruhen auf Eingriffen in Systeme und Kreisläufe, die wir nicht, oder nur zum Teil verstehen und durchschauen. Wir versuchen natürliche Kreisläufe so zu verändern und zu beeinflussen, dass wir einen Vorteil daraus ziehen können.

Dieses Ansinnen, einen Vorteil aus seiner täglichen Arbeit zu ziehen, ist zunächst einmal nicht verwerflich. Jedoch kann das nur gelingen, wenn wir wissen, wie der Kreislauf,

mitsamt allen seinen Teilen, funktioniert und den Eingriff dann so gestalten, dass Kreisläufe nicht unterbrochen werden. Doch wie finden wir heraus, was alles zu diesen Kreisläufen gehört?

Ein guter Anfang zum Verständnis dieser Zusammenhänge ist es, den Baum nicht nur in seinen sichtbaren oberirdischen Bestandteilen wahrzunehmen, sondern auch die andere Hälfte, die Verborgene, Unterirdische mit in die Betrachtung aufzunehmen. Was sich an Veränderungen an Blatt, Frucht und Wachstum zeigt, ist nicht unbedingt Folge externer Einflüsse. Also: nicht die Laus am Blatt ist das eigentliche Problem des Obstbauern – sie macht nur sichtbar, dass der Baum zur falschen Zeit zu große Nährstoffdepots in den Blättern angelegt hat, bzw. -anlegen musste. Die Laus, die sich einfindet, um sich an diesen Nährstoffdepots gütlich zu tun, ist nur der Überbringer der schlechten Nachricht. Denn immer wenn mehr Nährstoffe, als gerade gebraucht im Baum vorhanden sind, müssen sie irgendwo gespeichert werden. Und diese Speicher sind natürlich ungeheuer attraktiv für alle, die auf Nahrungssuche sind. Die Laus zu bekämpfen bringt uns also in diesem Falle nicht dauerhaft weiter, weil die eigentliche Ursache des Problems woanders liegt.

Einiges zeigen diese Speicher auf: sie weisen hin auf zwei grundsätzlich verschiedene Arten der Nährstoffaufnahme durch die Wurzel. Zum einen kennen wir die Aufnahme von Nährstoffen, die in gelöster Form im Bodenwasser vorliegen. Diese gelösten Nährstoffe muss die Wurzel aufnehmen, sobald sie in Reichweite kommen. Durch das Prinzip des osmotischen Ausgleichs wird ein Konzentrationsgleichgewicht zwischen Zellinnerem und Bodenwasser hergestellt, werden also die gelösten Nährsalze in die Pflanze verlagert, ohne dass der Baum darauf Einfluss nehmen kann. Diesen Effekt nutzen wir, wenn wir die Pflanze düngen.

Daneben gibt es aber noch eine aktive Form der Nährstoffaufnahme. Die Pflanze steuert dabei Art und Menge der Nährstoffe, die sie aufnimmt genau. Sie steht dabei in einer „Geschäftsbeziehung“ zu der die Feinwurzeln und Wurzelspitzen umgebenden Mykorrhiza. Die Pflanze gibt eine Art „Bestellung“ ab und „entlohnt“ die Lieferung mit Zuckerstoffen, die sie selbst gebildet hat, und das in erheblichem Umfang. Ein Baum gibt bis zu dreißig Prozent des in den Blättern gebildeten Zuckers an die Mykorrhiza im Boden ab. Diese zweite Art der Nährstoffaufnahme ist vielleicht für uns Bauern die wertvollere Art, weil sie kaum zu Überschüssen in der Pflanze führt, die umständlich zwischengelagert werden müssen. Keine

prall gefüllten Zwischenlager – weniger Probleme mit Läusen.

Hier offenbart sich ein großes Dilemma, mit dem wir Bauern zurecht kommen müssen: weil wir schöne und gute Früchte einer genau definierten Größe ernten wollen,



Sortierung

versuchen wir durch zusätzliche Nährstoffe Einfluss auf das Wachstum der Früchte zu nehmen und allen Schaden von den Früchten fernzuhalten. Das bedeutet, wir greifen ein in die Art der Nährstoffaufnahme, indem wir entweder durch Bodenbearbeitung eine Mineralisierung anregen, oder durch direkte Nährstoffausbringung der Pflanze ein Angebot machen, das sie nicht ablehnen kann. Im Prinzip erzwingen wir damit eine Nährstoffaufnahme, ohne zu wissen, ob der Baum gerade etwas braucht, oder eben nicht.

Daneben versuchen wir, durch geeignete Pflanzenschutzmittel, Schäden von den Früchten fern zu halten. Diese PSM wirken auf irgendeine Weise gegen Pilze (fungizid) oder gegen Insekten (insektizid) oder im konventionellen Anbau auch gegen Pflanzen (herbizid). Wenn wir stattdessen dafür sorgen, dass die natürlichen Gegenspieler in der Umgebung der Bäume zum richtigen Zeitpunkt attraktive Nahrung vorfinden, werden wir feststellen, dass sie uns dabei helfen, das Schädlingsproblem innerhalb erträglicher Grenzen zu halten. Dazu kommt noch etwas anderes: Durch den oben erwähnten Umstand, dass wir zumeist nur den oberirdischen Teil der Pflanze im Blick haben, übersehen wir, dass die PSM, die wir ausbringen ja nicht nur in der Krone des Baumes bleiben, sondern ein großer Teil davon auch auf den Boden trifft und dort die gleiche Wirkung entfaltet, aber dieses Mal auf das Leben im Boden, das hauptsächlich aus Insekten und Pilzen besteht, die uns nützlich sind. Dadurch schaffen wir uns neue Probleme, die wir in dieser Form nicht haben müssten.

Wir beeinflussen also den Baum in seiner Entscheidung der Nährstoffaufnahme und wir dezimieren gleichzeitig das Leben im Boden. Wir brechen damit Regelkreise auf, die wir nicht mehr schließen können. Dies ist vielleicht ein Grund dafür, dass die Zahl der notwendigen Pflanzenschutzmaßnahmen von Jahr zu Jahr zunimmt. Denn die Beeinträchtigung und Dezimierung des Bodenlebens hat gravierende Folgen für den Baum: wir zerstören damit seine Fähigkeit, sich selbst zu helfen.

Viel Einfluss nehmen die Wurzeln auf ihre direkte Umgebung im Boden. Sie steuern gezielt die Zusammensetzung der Arten von Mikroorganismen, die sich um ihre Wurzeln herum ansiedeln. Sie können einzelne Arten fördern oder bremsen durch gezielte Ausscheidung von Kohlenstoffverbindungen. Jede Pflanzenart besitzt wohl eine typisch zusammengesetzte Gemeinschaft von Bodenorganismen. Wozu? Würde dieser Aufwand getrieben, wenn es nicht der Pflanze dienen würde? Und nun kommt der Mensch und murkst in diesem fein austarierten System herum, indem er fungizide, herbizide und insektizide Mittel ausbringt und außerdem noch Nährstoffe in einseitiger und oft gewaltiger Menge bereitstellt! Bin ich zu pessimistisch, wenn ich vermute, dass uns diese ignorante Art des Eingriffs in die natürlichen Regelkreise in eine Sackgasse führt?

Wir sollten alles daran setzen, diese Eingriffe so selten und so mild wie möglich zu gestalten. Deshalb habe ich schon vor langer Zeit beschlossen, unsere Böden mit Kompost zu versorgen und völlig auf eine mineralische Düngung zu verzichten. Natürlich ist die Herstellung von gutem Kompost ein aufwendiger und zeitintensiver Prozess. Ich gehe dabei streng nach der Methode der gelenkten Rotte nach Lübke vor, weil mich das Ergebnis dieses

Kompostierungsprozesses voll überzeugt. Die Vorteile dieser Art der Energiebereitstellung liegen für mich klar auf der Hand: natürliches Material wird so aufbereitet, dass es sofort



Reifender Kompost

zum Humusaufbau beiträgt. Dabei werden allerlei wichtige Nährstoffe und obendrein noch Unmengen von wertvollen Mikroorganismen in den Kulturen ausgebracht, die die vielleicht geschwächten oder dezimierten Bestände in unseren Böden wieder auffüllen. Kompost bringe ich ganzflächig in meinen Kulturen aus. Auch um die Bodenstruktur zu stärken, das Wasserhaltevermögen unserer Böden zu steigern und den Anteil von Luft im

Oberboden zu erhöhen. Denn nur wo Luft und Wasser ist, ist auch Leben, das wir auch für unsere Zwecke nutzen können. Vor allem aber bringe ich Kompost aus, um das Bodenleben zu nähren und zu mehren.

Doch gibt es – wie immer – nicht die eine Maßnahme, die zum Erfolg führt beim Anbau von Sonderkulturen. Die Herstellung von gutem Kompost zur Versorgung des Bodenlebens und zum Aufbau von Humus ist für mich ein wichtiger Baustein in einer ganzen Kette von Maßnahmen.

Der Apfel ist zwar nach wie vor meine Lieblingskultur, jedoch führte dessen ausschließlicher Anbau unserem Betrieb schnell in eine Situation der Abhängigkeit. Abhängigkeit von Zwischenhändlern, von Pflanzenschutzmitteln – auch wenn diese im Bio-Anbau zugelassen waren – und Abhängigkeit von guten Wetterbedingungen. Schnell hatte ich erkannt, dass ich wieder zurück musste zur Direktvermarktung, zum direkten Kundenkontakt, denn oftmals kamen die Anforderungen an die optische Qualität der Lebensmittel gar nicht vom Kunden selbst, sondern von den einzelnen Stationen der Handelskette, also vom Einkäufer, vom Verteiler, oder vom Zuständigen im Supermarkt. Wenn man so direkt der Witterung ausgeliefert ist, dann ist es ein großer Vorteil, wenn man direkt mit dem Kunden sprechen kann, denn dieser akzeptiert vieles, wenn er die Hintergründe kennt und versteht. Und ich finde, es ist ein gewaltiger Fortschritt in Richtung nachhaltigem Anbau von Lebensmitteln, wenn man sich von überzogenen Ansprüchen an die Optik derselben, lossagen kann.

Was sind das überhaupt für Ansprüche an die Optik, welche Schönheitsideale stecken dahinter? Alle Äpfel gleich groß, gleiche Farbe, gleicher Geschmack, gleiche perfekte Oberfläche, das sind Schönheitsideale, die aus der Industrie kommen. Soll ein Apfel ein Industrieprodukt sein? Zeigt sich im gleichen Aussehen von Äpfeln deren Qualität?

Ein Apfel, aus einem gesunden, lebendigen Zusammenhang hervorgegangen, will sich diesem Schönheitsideal nicht beugen. Er erzählt durch sein ungleiches Aussehen und vielleicht auch durch den einen oder anderen Makel seine eigene Geschichte von dem Weg, den er von der Blüte zur reifen Frucht zurückgelegt hat. Können wir das als schön empfinden? Können wir darin ein Qualitätsmerkmal des Lebens erkennen?

Die Bausteine in der Maßnahmenkette, die wir selbst anwenden und die uns hoffentlich zu einem noch nachhaltigeren Anbau von Obst und Gemüse und maßvoll hohen und stabilen Erträgen bringen sollen kann ich vielleicht zu folgenden Themengebieten zusammenfassen:

Boden: Dauerbegrünung im Obstanbau; flach wenden, tiefer lockern; artenreiche Einsaaten; keine Bodenverdichtung; keine unproduktive Mineralisierung. Einsatz und Produktion von Kompost. Es muss ein Aufbau von Humus erfolgen zusammen mit einer Belebung des Bodens, denn Humus ist kein Stoff, es ist ein Zustand. Mit steigendem Humusgehalt nimmt gemäß meiner Erfahrung die Pflanzengesundheit zu.

Anbau: Vielfalt auch im Anbau: Obst, Gemüse und Einsaaten (vielleicht sogar Getreideanbau und Tierhaltung?); Sortenwahl und Wahl der Unterlagen bei Kern- und Steinobst; angepasste Schnittmaßnahmen. Die Vielfalt im Anbauspektrum eines Betriebes puffert einzelne Misserfolge ab und gleicht Wetterextreme aus. Vielfalt auch in räumlicher Hinsicht stabilisiert die einzelnen Kulturen. Natürlich nutzen wir alle freien Flächen um immer wieder, manchmal auch mehrmals im Jahr, ein Blütenangebot für alle Insekten zu schaffen. Offener, unbebauter Boden nimmt Schaden durch Erosion, Sonnenstrahlen, Austrocknung.

Vermarktung: Direktvermarktung und möglichst viele Handelspartner; Einbeziehung der Kundschaft in die Welt des Anbaus und der Arbeitsbewältigung durch Hofstage, Infomaterial und direkte Gespräche. Treue Kunden bringen uns weiter.



unser Marktstand täglich auf dem Münsterplatz

All diese Maßnahmen tragen in unserem Betrieb dazu bei, dass der Einsatz von Pflanzenschutzmitteln beträchtlich reduziert werden kann. In Zeiten normalen Krankheits- und Schädlingsdruckes pendelt sich immer wieder ein Gleichgewicht ein zwischen schädigenden und nützlichen Einflüssen. Wenn aber dieses Gleichgewicht z.B.

infolge von Witterungseinflüssen oder infolge neu auftretender, invasiver Arten auf die negative Seite kippt, dann haben wir als Biobauern kaum noch Chancen, eine Katastrophe aufzuhalten. Wir wollen, aufgrund der unkalkulierbaren Risiken für unser gesamtes Ökosystem, eben nicht auf chemische Feuerwehrmaßnahmen zurückgreifen, deswegen geht es dann oft genug um den drohenden Verlust der gesamten Ernte.

Aber es ist niemand da, der so einen Ernteausfall finanziell mitträgt. Viele Betriebe wurden aufgerieben zwischen der Überzeugung, dem Mut der Betriebsleiter und den finanziellen Wirklichkeiten unserer einseitig fordernden Gesellschaft. Es gibt in diesem Sinne keinen gesellschaftlichen Rückhalt für diejenigen Landwirte, die Risiken eingehen, eingehen müssen, um den nachhaltigen Anbau von Lebensmitteln voran zu bringen. Denn noch gibt es kein „System BIO“ im Anbau, das jedem Bauern als Leitfaden durch die komplexe Welt der biologischen Zusammenhänge im Lebensmittelanbau dienen könnte. Einzelne Wetterkapriolen, einzelne Insektenarten (zurzeit ist es zum Beispiel die Kirschessigfliege), einzelne Pilzkrankheiten (wie zum Beispiel der Apfelschorf), selbst unvorhersehbare Arbeitsspitzen können noch immer über den Erfolg der Arbeit eines ganzen Jahres entscheiden. Noch ist jeder Apfel, jede Möhre, jede Ähre, die aus nachhaltigem Anbau auf den Markt gelangt, dem Einfallsreichtum, der Hartnäckigkeit und der Leidenschaft einzelner Bauern geschuldet. Wir sind noch weit entfernt von einem: BIO? – Läuft! Doch dieses immer wieder auftretende Gleichgewicht zwischen schädlichen und nützlichen Einflüssen im Anbau zeigt, dass der richtige Weg eingeschlagen ist, wir (als Gesellschaft und wir als Gemeinschaft der Biobauern) das Ziel aber noch nicht erreicht haben.

Um dieses Ziel zu erreichen, dürfen wir als Gesellschaft aber nicht das ganze Risiko auf einige Wenige laden. Auch hier ist Vielfalt notwendig. Zur Erreichung dieses Zieles braucht es nicht nur den Mut und das Durchhaltevermögen der einzelnen Bauern, sondern es braucht dazu auch einen Rückhalt in unserer Gesellschaft, der über das anerkennende Schulterklopfen hinausgeht. Und es braucht eine viel stärkere Unterstützung durch Forschung und Versuchsanstalten. Zum Beispiel sind bis heute erst knapp fünf Prozent der Lebewesen in unseren Böden bekannt – 95 Prozent aller Bodenlebewesen sind der Wissenschaft unbekannt und unbenannt. Wie sollen wir Kreisläufe und Systeme achten und verstehen, wenn wir gar nicht wissen, was und wer unter unseren Füßen lebt? Uns Bauern fehlt naturgemäß die Zeit und auch die Möglichkeit eigene Versuche anzulegen und auszuwerten.



Kollegen bei unserer Präparatearbeit

noch

unbenannt. Wie sollen wir Kreisläufe und Systeme achten und verstehen, wenn wir gar nicht wissen, was und wer unter unseren Füßen lebt? Uns Bauern fehlt naturgemäß die Zeit und auch die Möglichkeit eigene Versuche anzulegen und auszuwerten.

Alles was dem Biobauern zur konsequenten Umsetzung einer nachhaltigen Landwirtschaft heute fehlt, sind zwei wichtige Faktoren: Zeit und Geld. Wir Biobauern müssen viel zu viel anbauen, damit wir vom Verkaufserlös der Ernte finanziell über die Runden kommen. Die Entwicklung neuer Bewirtschaftungsweisen, einer ganz neuen Struktur in der Landwirtschaft und neuer Pflanzenschutzstrategien, ruht arbeitsmäßig auf unseren Schultern und finanziell auf unseren eigenen Geldbeuteln. Alle Risiken beim Anbau – auch höhere Gewalt – müssen wir selbst tragen. Wir haben als Biobauern auf eigene Kosten und mit unserer eigenen Arbeitszeit ein eigenes Betriebsberatungsnetzwerk und ein eigenes, unabhängiges Kontrollsystem aufgebaut. Und nicht zuletzt müssen wir auch selbst unsere Kundschaft aufklären und mitnehmen auf unserem Weg. Wie attraktiv ist dieser Beruf für nachfolgende Generationen? Wie lange kann ich selbst all das leisten und in Kauf nehmen, für dieses kleine Wunder beim Biss in einen Apfel?

Unverzagt und hoffnungsvoll, Bernd Kiechle mit Familie und allen Angestellten

